Alles weg: Auf den Bildern des *stern*-Fotografen versuchen die Divers, die Reste ihres Hauses zu identifizieren

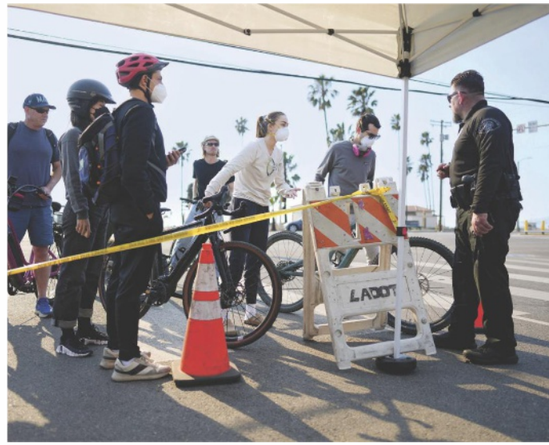
AUSLAND

EIN LEBEN IN SCHUTT UND ASCHE

Die Divers haben in den Feuern von Los Angeles nicht nur ihr Haus verloren. Wie es weitergeht, weiß die Familie nicht. Aber sie will zurück

Von Marc Etzold und Susanne Hehr; Fotos: Jonathan Alcorn

Familie Divers vor einem Burgerladen. Vater Tim, Mutter Lauryn und die Kinder Julia und Dylan führen derzeit ein Nomadenleben



Die gemauerten Kamine, auch im Heim der Divers (o. l.), haben die Feuer überstanden. Anwohner an einem Checkpoint: Noch darf kaum wer zu seinem Haus zurück (o. r.)

FOTOS: JONATHAN ALCORN / ZUMA PRESS FOR STERN (2); ERIC THAYER/AP; REUTERS

Fast den gesamten Morgen hingen Tim und Lauryn Divers wieder am Telefon. Ihr Anbieter fürs Kabelfernsehen hat 300 Dollar vom Konto abgebucht, obwohl sie vergangene Woche den Vertrag gekündigt hatten. Wer braucht Kabelfernsehen, wenn er keine Bleibe mehr hat? „Dreimal haben wir mit denen telefoniert“, erzählt Tim Divers. Nervig, klar, aber eigentlich eine Petitesse, für gewöhnlich kaum der Rede wert. Doch gewöhnlich ist in diesen Tagen für die Divers nichts.

Zwei Wochen sind vergangen, seit das Haus der Familie in Altadena nordöstlich von Los Angeles abgebrannt ist. Zwölf Jahre war es ihnen ihre Heimat. Vater Tim, ein Musiker, hat zehn Trompeten und £ weitere Instrumente verloren. Dazu die Plattensammlung, den alten Ford Mustang, die Harley und all die Erinnerungsstücke eines Familienlebens. Dahin, von den Flammen geholt.

Seit dem Brand führen Tim Divers, seine Frau Lauryn sowie die beiden Kinder Julia und Dylan ein Nomadenleben. Erst in ein Airbnb, dann zu einer Bekannten, wieder in ein Airbnb – und nun wohl zurück zur Bekannten, diesmal hoffentlich für länger. Was die Familie noch besitzt, passt in zwei Autos. Etwas Kleidung, wichtige Unterlagen und etliche Ladegeräte für die Handys, die ihnen geschenkt wurden. „Davon haben wir jetzt so viele“, scherzt Tim Divers, „dass wir nie wieder welche kaufen müssen.“ Manchmal dauert es nur Sekunden, bis bei ihm aus einem Weinen ein Lachen wird. Oder umgekehrt.

Vergangene Woche ist Dylan, 16 Jahre alt, wieder zur Schule gegangen. „Er hatte etwas Angst davor“, sagt Tim. „Aber es tut ihm wirklich gut.“ Tochter Julia, 20, besucht die University of California in Los Angeles. Auch sie nimmt wieder an Seminaren teil und verbringt viel Zeit mit ihren Freunden. Es ist der Versuch, sich einen Weg zurück in die Normalität zu bahnen, auch wenn um sie herum nichts mehr normal ist.

Etwa 15 000 Hektar Land haben die Feuer in verschiedenen Orten rund um Los Angeles bislang vernichtet – eine Fläche, fast dreimal so groß wie Manhattan. Das größte wütet in Pacific Palisades und Malibu, ganz in der Nähe des Ozeans, in einer Gegend, in der vor allem Wohlhabende leben. Und eben in Altadena und Pasadena, wo Familien aus der Mittelschicht wohnen, Familien wie die Divers. Weitere Wohnviertel sind im Moment nicht in Gefahr, aber auch das kann sich ändern, denn es brennt weiterhin, und die berüchtigten Santa-Ana-Winde können jederzeit wieder auffrischen und Glut und Funken viele Hundert Meter tragen.

Schon jetzt zählen die Feuer vom Januar 2025 zu den schlimmsten in der Geschichte Kaliforniens. 27 Menschen sind bislang gestorben, weitere werden vermisst. Bis zu 12 000 Häuser könnten zerstört worden sein, schätzen die Behörden. So ganz genau weiß das derzeit niemand, noch werden die Nachbarschaften von der Feuerwehr und dem Katastrophenschutz gesichert.

Der amerikanische Historiker und Umweltexperte Char Miller sagt, ein solcher Brand sei „völlig vorhersehbar“ gewesen. Vielleicht nicht genau, in welchen Vierteln er wüten würde. „Aber Los Angeles breitet sich seit 100 Jahren in der Peripherie aus. Mit jedem Haus bringen wir etwas mit, das brennen kann.“

Der Gesamtschaden könnte bei etwa 150 Milliarden US-Dollar liegen. Der bisherige Rekordwert war 16 Milliarden. Es ist die Jahrhundertkatastrophe in der Stadt, die sonst dafür bekannt ist, Katastrophen auf die Leinwand zu bringen.

Tim Divers wohnt schon sein ganzes Leben in der Region, ein Feuer wie dieses hat er aber noch nie erlebt. Als er das letzte Mal durch sein Haus ging, schnappte er sich eine Decke, ein Kissen und Bargeld. Im Flur sah er das ferngesteuerte Auto seines Sohnes. „Ich habe noch gedacht, das sollte ich mitnehmen, habe es dann aber nicht getan“, erinnert er sich. Sohn Dylan hatte das Auto gerade erst repariert. „Es tut mir leid, Kumpel“, sagt Tim, ihm bricht die Stimme weg. „Es ist okay“, antwortet Dylan. Sie nehmen sich in den Arm und weinen zusammen.

Die Familie sitzt keine zwei Kilometer von ihrem Haus entfernt vor einem Burgerladen in Altadena, als der *stern* sie zum ersten Mal trifft. Gern würden sie sich ihr Haus noch mal anschauen, das, was davon übrig ist. Doch die Nationalgarde hat die abgebrannten Gebiete abgesperrt. Zu groß ist die Gefahr von Unfällen derzeit.

SIE FÜHLTEN SICH SICHER. ABER DANN WAR DAS FEUER PLÖTZLICH GANZ NAH

Am Abend des 7. Januar, als die Odyssee der Divers begann, hatte Dylan das rote Zucken von Flammen zwar schon am Horizont gesehen. Auch in manchen Ecken von Pacific Palisades brannte es bereits. Doch all das schien trotzdem weit weg, eine Evakuierungswarnung gab es auch nicht. Tim ging zu Bett. Nach Mitternacht weckte ihn seine Frau Lauryn. Plötzlich war überall Rauch, war das Feuer dramatisch näher gerückt. Tim wässerte das Haus mit dem Gartenschlauch, dann, gegen drei Uhr, merkten sie: Es war sinnlos. Sie mussten weg. Als sie ihre Autos bepackten, tobten Stürme um sie herum wie heiße Orkane. Überall Funken, überall Glut. Doch vielleicht, so hofften sie, würden sie ja Glück haben, vielleicht würde ihr Haus, einem Wunder gleich, das Inferno überstehen.

Feuer sind im Süden Kaliforniens Alltag. Das war auch den Divers bewusst. In den vergangenen zwölf Jahren hatten sich Lauryn und Tim immer mal wieder darüber unterhalten. „Doch wir dachten: Wir sind so weit unten im Tal, da ist keine Gefahr“, erzählt Lauryn beim Treffen im Burgerladen. Und Tim habe scherzhaft gesagt: „Sorgen machen müssen wir uns, wenn wirklich ganz Altadena abbrennen sollte.“ Das ist auch diesmal nicht geschehen. Aber viel hat nicht gefehlt.

Zehntausende Menschen leben wie die Divers derzeit ein Nomadenleben zwischen Fast-Food-Restaurant und dem Matratzenlager bei Freunden. In manchen Außengebieten erinnert Los Angeles, auch wegen des vielen Militärs, an eine Kriegszone.

Und doch geschieht etwas in der Stadt, schieben sich gerade Realitäten ineinander, wie bei der Doppelbelichtung eines Fotos. Die Gegensätze, die Obdachlosen hier, die riesigen Villen dort, sie sind nicht weg, aber in der Metropolregion mit ihren mehr als 13 Millionen Einwohnern ist ein Gemeinsinn entstanden. Als ob die Katastrophe, so unpassend und bizarr das ➤

klingen mag, die Menschen zusammengeschweißt hätte. Aus dem Horror ist etwas erwachsen. Soll man es schon Hoffnung nennen? Solidarität?

Es ist ein typisch strahlender Kalifornienmittag, keine Wolke am tiefblauen Himmel, als gegenüber einem hippen Supermarkt in Venice Beach ein SUV hält. Die Fahrerin lehnt sich aus dem Fenster, sie hat eine vollgepackte Einkaufstüte in der Hand. Ein Mann tritt aus der Tür eines Lagerhauses, lächelt und sagt, was er seit Stunden immer wieder sagt: „Wir nehmen im Moment keine Spenden mehr an, danke." Die Frau im Auto insistiert, das seien doch alles Dinge, die gebraucht würden. Sie habe extra eingekauft, anhand einer Liste, die gepostet worden sei, vom Venice Helping Hub.

Die Person, ohne die es diesen Ort und Austausch nicht gäbe, heißt Veronica Velasquez. „Es herrscht viel Energie im Raum. Aber wir versuchen, es für die Evakuierten ruhig zu halten", erklärt die Gründerin der Spendenzentrale. Alles sei so gestaltet, dass sich die Helfer nicht durch Kleidungshaufen auf dem Boden wühlen müssten. „Es soll sich nicht wie eine Katastrophenhilfestelle anfühlen" – obwohl es genau das ist.

Normalerweise programmiert Velasquez Software, für die Nothilfe greift sie auch darauf zurück: „Wir haben ein System entworfen, mit dem wir die Spenden gezielt und direkt an die Menschen ausliefern." Die 45-Jährige sagt, es sei frustrierend, helfen zu wollen, aber nicht wirklich zu wissen, wohin das Geld gehe. „Deswegen setzen wir auf die freiwillige Arbeit der Gemeinschaft." Anfangs sammelte Velasquez die Klamotten, die Hygieneartikel und das Spielzeug in ihrem eigenen Garten. Das wurde schnell chaotisch. Dann fand sie leer stehende Lagerräume, mitten im hippen und touristischen Venice.

Velasquez kennt das Gefühl von Hilflosigkeit gut, sie wuchs in Kolumbien auf. Als sie ein Grundschulkind war, löschte dort ein Vulkanausbruch eine Stadt in der Nähe nahezu aus. „Es war drei Uhr morgens. Alle haben geschlafen", weiß sie noch. Sie selbst sei damals in eine Schule evakuiert worden, „und ich erinnere mich, wie ich da mit meinem kleinen Rucksack saß".

Velasquez hat den Helping Hub so entworfen, wie sie sonst ihre Software entwirft: „Mein Systemverstand denkt: Informationsarchitektur! Loslegen!", sagt sie und lacht. Wichtig sei es, die Dinge direkt an die Menschen auszuliefern. „Als Software-Designerin denkt man immer an den Nutzer", sagt Velasquez. „Und die Nutzergruppe, die wir hier haben, ist gerade völlig überfordert." Viele der Hilfsbedürftigen seien in sich gekehrt, verarbeiteten ihr Trauma. „Sie haben Millionen von Fragen, die sie beantworten müssen, Millionen von Problemen, die sie lösen müssen." Die Menschen seien erschöpft, mental ausgelaugt. Velasquez findet: „Wer emotional verletzlich ist, braucht etwas Warmes."

Sie selbst scheint dabei kaum Luft zu holen, während all das aus ihr herausprudelt. Wann sie das letzte Mal richtig geschlafen hat? „Gute Frage."

Draußen vor dem Lagerhaus stehen Teenager in einer Traube, wie auf dem Pausenhof, sie lachen und quatschen und schreiben kleine Notizen, die in die Carepakete gepackt werden. „Wir legen sie in jedes Paket, damit ein Mensch auf der anderen Seite spürbar wird", erklärt Velasquez. 900 registrierte Freiwillige helfen ihr zurzeit. 300 Fahrer bringen die Spenden dann dorthin, wo sie gebraucht werden. Ohne Selbsthilfeprogramme wie das von Veronica Velasquez hätten Familie Divers und all die anderen Betroffenen die ersten Tage nach dem Grauen wohl kaum überstanden. Sie bekamen Kleidung, Lebensmittel, Hygieneprodukte. Doch die Frage, wie es weitergeht, stellt sich mit jedem Tag mehr. Und da ist das Abo vom Kabelfernsehen das geringste Problem. Das Haus der Divers war noch längst nicht abgezahlt. Drei Monate aussetzen, das sei kein Problem, habe ihnen die Bank gesagt. Aber dann? Was bringen drei Monate, wenn das Haus, für das man zahlt, Asche ist?

Die Familie möchte schnellstmöglich eine Unterkunft zur Miete finden, in der es genug Platz für alle gibt. Auch für die Hunde, ein Garten wäre also wichtig. Und es sollte eigentlich auch nicht zu weit weg von Dylans Schule sein. Derzeit müssen sie dorthin fast 45 Minuten fahren in der in die Breite gebauten Autostadt Los Angeles, zu lang.

Bilder wie aus einem Kriegsgebiet: Die Nationalgarde sichert verwüstete Viertel, Evakuierte werden auch in Turnhallen untergebracht

Eine Satellitenaufnahme zeigt die Feuer in Altadena, Tausende Häuser gingen hier in Flammen auf. Veronica Velasquez (l.) organisiert das Sammeln und Verteilen von Spenden

FOTOS: GETTY IMAGES; JONATHAN ALCORN / ZUMA PRESS FOR STERN; PICTURE ALLIANCE/AP; MARK ABRAMSON/NYT/REDUX/LAIF

DER MOLOCH ENTWICKELT GEMEINSINN. NACH DER KATASTROPHE HILFT GERADE JEDER JEDEM

Und bei jeder Fahrt die Frage: Wie das alles bezahlen? „Die Miete wird viel höher sein als unsere Hypothek", sagt Tim Divers. Wann genau sie von der Versicherung wie viel Geld sehen werden, wissen sie nicht. „Wir haben gehört, dass wir nicht zu schnell etwas unterschreiben sollen, sonst wird man abgespeist", sagt der Vater. Beide, Tim und Lauryn, fürchten, es könnte ein langes Hin und Her geben.

Auch mit der Katastrophenschutzbehörde Fema steht die Familie in Kontakt. Doch welche Unterstützung sie von der Bundesbehörde bekommen, wissen sie wohl erst, wenn die Versicherung wiederum eine Summe nennt, die sie der Familie zu zahlen bereit ist. Eine Freundin der Divers hat ihnen online eine Spendenseite eingerichtet, mehr als 42 000 US-Dollar sind dort bereits zusammengekommen. Allerdings behält sich die Fema vor, dass Spenden auf ihre Hilfe angerechnet werden. Bei den Betroffenen sorgt all das für Verunsicherung.

Und die Politik? Der kalifornische Gouverneur Gavin Newsom hat eine Verordnung unterzeichnet, die den Wiederaufbau der zerstörten Orte beschleunigen soll. Weniger Regularien, mehr Tempo, das ist die Devise. Umweltexperte Char Miller, der 45 Minuten von Altadena entfernt am Pomona College forscht, hält gerade dies für keine gute Nachricht. Er ist überzeugt, dass es keinen hastigen Wiederaufbau braucht, sondern eine überlegte, sinnvolle Planung, mit Pufferzonen, in denen künftige Feuer wüten könnten. „Dann haben die Feuerwehrleute auch eine Chance, Häuser zu retten", sagt Miller. Und schlägt vor: weniger Häuser in den Vororten und dafür in den Städten höher bauen. „Wir müssen da etwas europäischer werden." Die Idee, dass weiterhin alle ein Einfamilienhaus mit Garten haben, hält Miller für illusorisch. Auch wenn er weiß, dass das immer schon zum amerikanischen Traum gehörte, das Glücksversprechen.

Auch für die Divers.

Zehn Tage nach der Nacht, in der sie ihr Haus verlassen musste, erreicht die Familie ein Anruf des Katastrophenschutzes. Sie dürfen das Gebiet wieder betreten, die Ruine sichten, ein *stern*-Fotograf ist dabei. Und so fahren die Divers durch verwaiste Straßen, die Häuser zu beiden Seiten nur noch verbrannte Erinnerung. Sie erreichen den Callecita Drive, ihre Heimat. Hier hatten ausladende Bäume für sattes Grün gesorgt, früher. Nur Gerippe sind übrig.

Schließlich stehen sie, Tim, Lauryn, Dylan, Julia, vor den Trümmern ihres Hauses. Der Rasen ist schwarz, ein Football darauf, das Vogelhäuschen hat die Flammen überstanden. Im Hinterhof, wo die Garage war, sind die schlackigen Skelette von Mustang, Harley und Waschmaschine erkennbar. In den verkohlten Resten ihres Hauses liegen Seiten aus Kinderbüchern, zur Hälfte verbrannt. Einzig die Kamine stehen noch, wie Mahnmale, inmitten der Asche. „Alles sieht irgendwie vertraut aus, aber nichts ist, wie es war", sagt Tochter Julia. Dann kommen ihr die Tränen. Tim Divers fragt sich, wie es hier in zwei bis drei Jahren aussehen wird. Wird sich die Natur erholen? Was ist mit den Nachbarn? Er schaut sich um und sagt: „Wir wollen zurückkommen."

Marc Etzold (l.) bemerkte erst bei der Rückkehr nach Washington, dass seine ganze Kleidung nach Rauch roch. Reporterin **Susanne Hehr** und Fotograf **Jonathan Alcorn** leben in Los Angeles, ihre Viertel blieben verschont